

Bierstädter Zeitung

(Beiblatt)

78.

Samstag, den 3 April 1915.

15. Jahrgang.

Aus Stadt und Land.

Lord Rothschild gestorben. In London ist Nathan Meyer Rothschild im Alter von 74 Jahren gestorben. Als Mitglied des englischen Unterhauses erblicher Baronet und seit 1885 Peer, spielte er in England nicht nur als Träger des weltbekannten Namens, sondern auch in der Gesellschaft eine Rolle. 1840 als Sohn des Barons Lionel Rothschild in Piccadilly geboren, war er seit 1850 mit Emma Louisa, der Tochter des Frankfurter Bankiers Karl Rothschild, vermählt. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter. Lord Rothschild stand an der Spitze der jüdischen Gemeinde in London und war der erste Jude, der dem Hause der Königin angehörte.

Choleraepidemie in Petersburg. Das „Morgenblatt“ in Christiania meldet: Ein aus Petersburg gelehrter Arzt, der in Russland Studien an den verschiedenen Epidemien gemacht hatte, berichtet, in Petersburg wären bis Ende März 400 Erkrankungen an Cholera festgestellt. Die Epidemie scheint außerordentlich schnell um sich zu greifen. Ebenso seien Typhus und Cholera seit einigen Wochen in Petersburg und Umgebung epidemisch aufgetreten, wenn auch nicht in der Nähe wie die Cholera. Es werde nicht leicht die Ansteckungsgefahr von Skandinavien fernhalten, sobald warmes Wetter eintrete. Es sei deswegen notwendig, schnellstens vorbeugende Maßnahmen zu ergreifen.

„Hindenburgschnaps“. Eine empfindliche Strafe hat der Restaurateur A. Gerania in Allenstein, der des „Kaffee Hohenzollern“, früher genannt „Imperial“, dem zur Last gelegt war, in seinem Lokal fortgesetzt nach 11 Uhr abends Alkohol und andere Getränke an Gäste verkauft zu haben, durch eine Verhandlung ergab, daß der Angeklagte mit dem „Hindenburg“ großen Mißbrauch getrieben. Die mehrere Zeugen eidlich bekräftigten, wurden 11 Uhr abends den Gästen gereicht: „Schwedischer“ als „Zitronenlimonade“, „Kognak“ als „Hindenburgschnaps“; um die Täuschung sicherer zu machen, folgte man diese Getränke in Tassen. Verlangte man eine Seltzer, so erhielt er solche, aber gleich dem Kognak vermischt in Tassen: Grog wurde dem Namen „Hindenburgtee“ in Tassen gegeben von Rum, Rotwein oder „Halb und Halb“ als „Hindenburgkaffee“ in großen Kaffeebechern den Gästen vorgesetzt. In Berücksichtigung der bisherigen Unbescholtenheit wurde der Angeklagte für diese dauernden Übertretungen des Alkohols vom Allensteiner Gericht zu einem Monat Gefängnis verurteilt und zur Verbüßung dieser Strafe abgeführt.

Scherz und Ernst.

Kriegsschäden in der Zeitungswelt. Wie irrig verbreiteter Meinung ist, daß der Krieg eine besonderen Gedeihens für die Tageszeitungen sei, weil die Auflagesiffern in die Höhe geschossen sind, zeigt ein Vortragsbericht der „American Review“ in einer inhaltreichen Studie nachzuweisen. Der Schaden, der der Zeitungswelt durch den Krieg zugefügt worden ist, hat seine Ursache, wie schon hervorgehoben worden ist, in dem Rückgang der Auflagen der Zeitungen. In amerikanischen Zeitungen wird berichtet, daß allein die Einnahmen der Londoner „Times“ aus den Anzeigen amerikanischer Firmen ziehen, um 40 000 Mark im Vergleich zum Vorjahr zurückgegangen sind. Schon jetzt kämpfen englische Zeitungen mit ernstlichen Schwierigkeiten. B. die „Westminster Gazette“, das Londoner Beiblatt, durchblättert, wird bemerkt, daß die Anzeigen fast vollständig verschwunden sind, und

man kann sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß in der englischen Hauptstadt einige Schiffbrüche in der Zeitungswelt bevorstehen, es sei denn, daß es diesen Blättern gelingt, Helfer zu finden, die sie aus politischen oder persönlichen Gründen vor den Folgen des Defizits retten. Der europäische Krieg hat aber auch starke Rückwirkungen auf die Presse der Vereinigten Staaten ausgeübt. Die Anzeigen finanzieller Natur und die Anzeigen der Schiffahrtsgesellschaften sind völlig verschwunden. Die Geschäftshäuser bedienen sich der Zeitungsreklame in geringerer Umfänge als in der Friedenszeit. Die drei großen New Yorker Zeitungen, die die meisten Anzeigen veröffentlichen, haben vom 1. August bis 1. Dezember 1914 1089, 1488 und 2926 Anzeigenplätze im Vergleich mit der entsprechenden Zeit des Jahres 1913 verloren. Nimmt man an, daß sie im Durchschnitt 320 Mark für die Spalte einnehmen, was ein sehr bescheidener Preis wäre, so bedeutet dieser Rückgang der Reklame einen Rückgang der Einnahmen um 348 480 bzw. 476 160 und 936 320 Mark. Fügt man zu diesen Verlusten die außerordentlichen Ausgaben für den Nachrichtendienst vom Kriege hinzu, so versteht man, warum die amerikanischen Zeitungen die Zahl ihrer Redakteure und Reporter vermindert haben, warum der Raum, der für Telegramme aus dem Inlande zur Verfügung steht, so stark verkleinert ist, und warum alle übrigen Ausgaben auf das unumgänglich Notwendige zurückgeführt sind. Was hier für der amerikanischen Journalismus ausgeführt wird, gilt natürlich in erhöhtem Maße für die europäische Zeitungswelt, nicht nur der kriegführenden Länder, sondern auch die der neutralen Staaten, in denen die größere Nähe der Kriegereignisse die starken Wirkungen auf die Zeitungen viel mittelbarer fühlbar macht.

100 Mark für einen Gefangenen. Eine der neuesten Kriegsgeldes, die das bekannte, seit Jahren in englischem Solde stehende Petersburger Beiblatt „Nowoje Wremja“ seinen Lesern aufweist ist die Mitteilung, Hindenburg habe für jeden gefangenen Russen eine Belohnung von 100 Mark ausgesetzt, und zwar weil er die Umgruppierung der russischen Streitkräfte auf diese Weise erfahren wolle. Das wäre allerdings ein teurer Spaß. Dann würde uns die halbe Million russischer Gefangener bereits 50 Millionen Mark gekostet haben. Da könnten wir ja bald eine neue Kriegsanleihe allein wegen der gefangenen Russen auslegen müssen. Unsere verwundeten Kollegen am Newa-Strande mögen sich beruhigen: Ein Kopfgeld auszusetzen, ist bis jetzt nur in Russland üblich gewesen, zivilisierte Länder haben dergleichen nicht nötig.

Der geeignete Mann. In einer bayerischen Ortschaft ist Landsturmusterung; mit Kennern blickten betrachtet der Oberstabsarzt einen stattlichen Germanen und erkundigt sich schließlich, ob er Fehler anzugeben habe. „Ich leide viel an Schlaflosigkeit“, klagt der Gemusterte schnell, worauf der Arzt freudig ausruft: „So, vortrefflich, eine solche Persönlichkeit suchen wir schon lange. Sie eignen sich ja ausgezeichnet zum Nachdienst in der Front — tauglich zur Infanterie.“ Die Hoffnung des „Rekruten“, mit seinem „Leiden“ zum 1. 2. (untauglich, wie die Rekrutenart heißt) versetzt zu werden, hatte somit negativen Erfolg.

„Gerhart, lieber noch Zigarren!“ Der allzeit schreibsame Gerhart Hauptmann hat bekanntlich auch Kriegslieder verfaßt und leider nicht immer gute. Verse wie:

„Komm, wir wollen sterben gehn,
In das Feld, wo Rösse stampfen,
Wo die Donnerbüchsen stehn —“
zeigen leider wenig Verständnis für unsere Zeit. Im „Hirschberger Gen.-Anz.“ rechnet der gegenwärtig im Lazarett liegende Schriftsteller Hans Wendt dabei

kräftig mit dem alternden Dichter, der seine Zeit nicht versteht, ab. Ein Teil seiner Ausführungen möge auch hier Platz finden: „Wir leben als Soldaten nicht, um zu sterben. Das Durra ist wie ein Kuß von der Liebsten Lippe, Leben und Tod und höchste Seligkeit, ein Taumel der Sinne, der uns hinreißt aus Staub und Zeit. Die Rösse stampfen nicht mit fünf Pfund Hafer, sie liegen leuchtend im Geschrei. Die alten Donnerbüchsen rollen nicht, sie lachen dumpf und schiden dann ein irres Pfeifen und Singen herüber. Es sind dämonische Symphonien eines Lebensliedes von ungehörter Stärke, hinter dem der Tod lautlos auf Krüden einherschleicht. „Leben will ich“ jauchzt die Seele, und Leib und Geist peitscht sich in dieser Selbsthypnose zum Unerhörten auf. So sieht der Krieg von heute aus, so denken und fühlen alle, welche über tote Kameraden vorwärts stürmen. Die Majestät des Todes paßt uns erst, wenn über denen, die gestern mit uns lachten und lebten, das schlichte hölzerne Kreuz den Schluß des Liedes anzeigt. Gerhart, du hast unseren Truppen draußen 300 „Liebes-Zigarren“ geschenkt. Laß es damit genug sein und verständige dich nicht noch an dem Geist. Laß diese Verse dir eine Warnung sein:

„Komm, wir wollen sterben gehn,
In das Feld, wo Rösse stampfen.
Keine Verse, hör' mein Flehn!“
Gerhart, lieber noch Zigarren!“

Irland, das Land ohne Schlangen. Die Irländer wollen bekanntlich nicht mit den Engländern verwechselt werden, und sie kämpfen seit Jahrhunderten einen verzweifelten Kampf gegen die britische Oberherrschaft. In einer Hinsicht unterscheidet sich auch Irland selbst, die „Grüne Insel“, von den anderen Gebieten des Weltreiches, ja von allen Ländern der Erde. In Irland gibt es nämlich keine Schlangen, ein Phänomen, das schon oft die Gelehrten zu tiefgründigen Forschungen angeregt hat. Die Irländer selbst erklären das rätselhafte Phänomen mit folgender Legende: Der heilige Patrick, ihr Nationalheiliger, habe einfach alle Schlangen vernichtet. Wertwärdig ist nun aber, daß auch die Insel Guernsey in gleicher Weise von Schlangen verschont ist. Und da Patrick vormals auch auf der Insel Guernsey einen kurzen Aufenthalt nahm, glauben auch deren Bewohner an dieselbe Legende. Dieser Glaube wurzelt aber so stark im Volke, daß sie felsenfest überzeugt sind, man brauche eine Viper nur auf den Boden von Irland oder Guernsey zu legen und sie müsse sofort sterben.

Ein Semester ohne Vorlesung. Wie die polnischen Blätter berichten, wurde das Wintersemester an der Krakauer Universität dieser Tage für beendet erklärt, ohne daß im Laufe des Halbjahres Vorlesungen stattgefunden hätten. Seit 514 Jahren geschah es zum ersten Male, daß an der Krakauer Universität keine Kollegien abgehalten wurden. Sogar während der Belagerung von Krakau durch die Schweden im Jahre 1655 fanden die Vorlesungen unter Teilnahme von 630 Hörern statt; 70 Hochschüler kämpften damals gegen den Feind.

Ein Trostwort von Dr. med. Geyer.

Gift- oder Kräuter-Kuren? bei

Haut- und Harn-Leiden lese jeder diese Broschüre eines erfahrenen Spezialarztes. Gegen Einsendung von 30 Pf. in Briefen, senden wir diese in verschl. Umschlag. Puhlmann & Co., Berlin 200, Mägdelstraße 25 a.

Gratistage!

Auf vielseitigen Wunsch geben wir Jedem, der sich in der Zeit vom Sonntag, den 14. März, bis 15. April,

Ganz umsonst

eine Vergrößerung seines eigenen Bildes (einschl. Karton 30 x 36 cm.)

Samson & Cie., G. m. b. H.

Tel. 1986 Wiesbaden, Gr. Burgstr. 10 Fahrstuhl

Garantie für Haltbarkeit der Bilder.

Gesetzlich
Sonntags ist das Atelier nur von morgens 9 bis mittags 2 Uhr ununterbrochen geöffnet.

Gesetzlich
Sonntags ist das Atelier nur von morgens 9 bis mittags 2 Uhr ununterbrochen geöffnet.

Garantie für Haltbarkeit der Bilder.

12 Visites matt 4 Mark.	12 Visites 1.90
12 Kabinets matt 8 Mark.	12 Kabinets 4.90

12 Postkarten 1.90 M. von	12 Viktoria matt 5 Mark.
12 Visites 2.50 für Kinder	12 Prinzess 9 Mark.

Bei mehreren Personen und Gruppen ein kl. Aufschlag

Bei mehreren Personen und Gruppen ein kl. Aufschlag

Mainz.

Neu eröffnet!

Neu eröffnet!

Pilsner Bierstube

Inselstr. 5, früh. Restaurant Schepp-Eck

Ausschank v. Orig.-Pilsner Bier v. Fass.

Münchener Weihenstephan-Bräu.

Reichhaltige Frühstücks- und Abendkarte.

„Zum Künstlerheim“

Mainz. Inh. Ad. Möcks. Grebenstrasse 6

Bringe hierdurch mein Geschäft in empfehlende Erinnerung. Samstags und Sonntags angenehmer Familienaufenthalt. Ein prima Glas Schöfferhof-Bier, einen guten Schoppen Wein.

[158]

Reiche Auswahl in warmen und kalten Speisen.

Um geneigten Zuspruch bittet ADAM MÖCKS

Saat-Früh-Kartoffel

stehen „PURITAN“ an erster Stelle

erste holländische Saat-Kartoffel im Ertrag.

Gelbfleischig, sehr mehlig, widerstandsfähig u. Preis am billigsten Zentner 10 Mark

Auf allen Ausstellungen prämiert.

Täglicher Bahnversand franko Bahn Mainz.

Aufträge werden am Bestimmungstage ausgeführt.

Karl Ochs jr., Mainz.

Heidelbergerfahrgasse 8. Telefon 927 u. 2945

Man achte auf Firma.

Fleisch-Verkauf

in Mainz

aus der Kgl. Armee-Konservenfabrik

Liebfrauenstraße 16 und Heidelbergerfahrgasse

Kopffleisch, Leber, Lunge, Milz, Ochsenfleisch etc.

Ferner aus eigener Schlachtung: — ab heute

Prima Rind- und 72

Ochsenfleisch per Pfund

Senden Roastbeef

Graue Kriegswolle

wurde aus den in Belgien u. Frankreich beschlagnahmten Beständen auf Veranlassung des Kgl. Preussischen Kriegsministeriums hergestellt. Der von der Regierung vorgeschriebene Preis ist für die neu eingetroffene Sorte 2 das Pfund Mk. 5.—, Lot 10 Pfennig.

Für unsere Soldaten:

Unterhosen, Unterjacken, Westen, Socken, Strümpfe, Handschuhe, Leibbinden, Hosenträger, Taschentücher, Fußlappen, Orden, Ordensbänder, Ordensdekorationen.

Für Kommunikanten und Konfirmanden:

Für Mädchen:

Wäsche, Sticker-Röcke, Korsetten, Strümpfe, Handschuhe.

Für Knaben:

Oberhemden, Kragen, Kravatten, Manschetten, Manschettenknöpfe, Handschuhe, Strümpfe, Hosenträger.

Friedrich Exner

Neugasse 16 • Wiesbaden • Fernspr. 1924

Frisch eingetroffen

Blut-

Orangen

süsse Früchte von feinstem Aroma

empfiehlt

Jakob Becker, Mainz.

Liebfrauenstrasse 5

Neubrunnenstrasse 2

Preiswertes Frühjahrs-Angebot



Direktore-Korsetts

extra lang

275 350 400

Gurt-Korsetts

schnüren Leib und Hüften fort

475 575 675

Korsetts für starke

Damen

425 650 750

Batist-Korsetts

250 350 475

Selfwash-Korsetts

waschbar mit Einlagen

675 950 1250

Elegantes Korsett

in weissem Satin-Stoff

450 750 875

Reform-Korsetten, Büstenhalter, Strumpfhalter, Backfisch-Korsetten, Kinderleibchen in grosser Auswahl.

Korsetthaus

A. Roesler Nachf.

Telefon 1462.

Mainz, Schusterstrasse 40, Ecke Quintinsgasse.

Ihr eigener Schaden

ist es, wenn Sie bei den teuren Zeiten nicht die Gelegenheit ergreifen, und zur

Konfirmation

bezw. Kommunion billig einzukaufen.

Schuhhaus Deuser

Wiesbaden, Bleichstrasse 5
neben Hotel Vater Rhein.

Foto-Salon Mignon-Sonnenbilder

Erste Mainzer Postkarten-Zentrale

nur Schusterstr. 28 MAINZ nur Schusterstr. 28

Einziges und Ältestes Geschäft am Platze.

Anfertigung von Gewerbe-Legitimations- und Reisepass-Bilder in sofortiger Ausführung.

12 Foto's Mk. 1.— 12 Foto's 50 Pfg.

12 Postkarten von Mk. 1.80 an. 250

Lieferung innerhalb 24 Stunden.

Entwickeln und Kopieren von Platten aller im Feld gemachten Aufnahmen.

Sonntags den ganzen Tag geöffnet.



Unzweifelnde Garantie.

Lagerung

ganzer Wohnungs-Einrichtungen und einzelner Stücke

An- und Abfuhr von Waggons

Spezialwagen jeder Art.

Schweres Lastfuhrwerk.

Lieferung von Sand, Kies und Geröll.

Speditionsgesellschaft Wiesbaden G. m. b. H.

nur Adolfsstr. 1, an der Rheinstraße.

Nicht zu verwechseln mit anderen Firmen.

872 Telefon 872. Telegramm-Adresse: „Prompt“

Eigene Lagerhäuser:

Adolfsstr. 1 und auf dem Güterbahnhof Wiesbaden-West.

(Güteranfuhrung.)

Hüte, Mützen, Schirme

Herren- und Knaben-Neuheiten

in großer Auswahl kauft man gut

und billig im

Put- und Mützen-Geschäft

von

Jean Nix, Wiesbaden, Bleichstraße 11.

Elektrische Bahn, weiße Linie (Bierstadt-Dogheim, Dalfelt, Delmünd etc.)

Eigene Werkstätte und Mützenmacher.



Goldene Medaille.

Paul Rehm, Zahnpraxis, Wiesbaden.

Friedrichstrasse 50 I. Telefon 8118.

Zahnziehen, Nervtöten, Plombieren, Zahnreparaturen, Künstlicher Zahnersatz etc.

DENTIST DES WIESBADENER BEAMTEN-VEREINS.

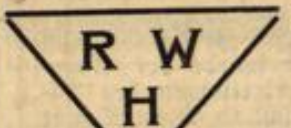
Wohnungs-Einrichtungen

sowie jedes einzelne Möbel am Lager, auch Polster- u. Leinwandmöbel, auch nach Auf fertigung äusserst billig.

Anton Maurer, Schreinermeister.

WIESBADEN, Bleichstrasse 34,

Telefon 4575.



Rheinisch-Westf. Handels- u. Schreib-Lehranstalt

für Damen und Herren



Nur:

46 Rheinstraße 46,

Ecke Moritzstrasse,

Wiesbaden.

Aufang nächste Woche:

Beginn

neuer Kurse in:

Buchf., einf., dopp., amerik.

Hotel-Buchführung,

Wechsellehre, Scheckkunde,

Kaufm. Rechnen, Kontorab.

Handelskorrespondenz,

Stenogr., Maschinenschreib.,

Schönschreiben, Rundschrift,

Vermögens-Verwaltung usw.

3., 4., 6. Monats- und

Jahreskurse.

Sonder-Kurse für

Schulentscheidene.

Vormittag-, Nachmittag-

und Abend-Kurse.

Anmeldungen täglich.

Inhaber und Leiter:

Emil Straus

Prospekte frei.

Rhein- und Moselweine
Deutsche Rotweine
Bordeaux-Weine
Obstweine

in reicher Auswahl in

Qualität bei

Heinrich Gehm, Wein-

Schöfferstr. 2, Borsigstrasse

Gegr. 1856. Telefon 1115.

Alle Frauen!

wenden sich stets an

Apotheker

Hassencamp

Medizinal-Prager

„Sanitas“, Wiesbaden

Mauritiusstrasse 3,

709 neben Ballplatz

Telefon 2115.



Wer sich für den Kauf

oder einen ähnlichen

ausbilden will, sollte

jetzt tun, um bei ein-

tendendem Bedarf an ge-

neten Kräften fertig

gerüstet zu sein.

Institut Beine

Wiesbaden

Prinzipal

Handel

schäft

Rheinl.

115

Unterricht

in allen kaufm. Fächern

sowie in

Stenogr., Maschinenschreib.

Schr. Schönschreib.

Bankwesen, Ver-

mögens-Verwalt.

Klassen-Unterricht

Privat-Unterricht

Eintritt jederzeit

Hermann Beine

Diplom-Kaufmann

Diplom-Handelslehrer

Clara Beine

akadem. geb. Handels-

lehrerin, Inhab.

kaufm. Dipl.-Lehrer

Preto-Fahrt

gehören unstreitig zu

den Radern der Welt

erstklass. Material

gestellt, kann man

Rädern auch Strapazen

muten. Darum sehen

erst Presto an, ehe

Rad kaufen. — Allein-

treter für Bierstadt

Hugo Jansen, Wies-

Wilhelmstr. 2, Ecke

Automobil-Verkehr

Spengler

und Installations-

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Die Franktireurs.

151

Kriegserzählung von F. G.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Die Treppe hinunter drängte der Trupp und mußte jetzt schon gegen den aufsteigenden Rauch ankämpfen — oben an der Treppe ein wilder Aufschrei einer weiblichen Stimme — wer kümmerte sich darum, wo es galt, das eigene Leben zu retten. Nur der junge Alan hatte Jeannettes Stimme erkannt und auch die weibliche Leiche gesehen, die da oben lag.

„Halt,“ bat er seine Träger, „laßt das junge Mädchen nicht im Stich — sie hat mir das Leben gerettet.“

„Haben jetzt keine Zeit,“ riefen aber die Leute — „erst Sie auf die Straße, nachher wollen wir sehen“ — und die waderen Leute hielten Wort. Wieder drangen sie in das brennende Gebäude ein, an dessen Treppe schon die Flammen leckten, aber es gelang ihnen nicht, das Mädchen von der Leiche der Mutter, die sie fest umklammert hielt, fortzubringen, wenn sie nicht hätten rohe Gewalt anwenden wollen — und selbst im Kampf und Blutvergießen brachten sie das nicht übers Herz. So griffen sie den Körper der toten und ziemlich schweren Frau auf und schleppten ihn hinaus, und jetzt erst folgte ihnen Jeannette ins Freie.

Der Kampf war beendet. Von allen Seiten wurden gefangene Mobilgarden herbeigetrieben, und zwischen ihnen eine Anzahl von Franktireurs, denen man aber die Hände auf den Rücken gebunden hatte, und die sich unter den Häufen der toten Burschen wandten. — Auch der Kapitän der Schar, Francois Salute, war unter ihnen, erkannte aber kaum einen der Offiziere, als er sich auch, so weit es ihm seine Bande gestatteten, emporrichtete und ausrief:

„Ich protestiere im Namen jedes Völkerrechts gegen diese schändliche Behandlung eines Offiziers. Ich bin kriegsgefangen und darf nicht gebunden werden.“

„Das ist der Schurke, der gestern im Walde drin die Verwundeten niedermetzeln ließ!“ schrie da ein Soldat aus der Menge, der ein weißes blutiges Tuch um die Stirn trug — „ich kenne die Canaille.“

„Das ist der Vube, der auch Hand an die Verwundeten im Lazarett legte,“ sagte der Alanenoffizier, dem seine Leute eben gerade an der Stelle dort ein notdürftiges Lager zurechtgemacht.

„Ah!“ sagte ein alter Oberst, der diese Truppe zu kommandieren schien, „und der beruft sich auf das Völkerrecht? — Macht kurzen Prozeß mit ihm, Leute — schießt ihn tot.“

„Hängt ihn — hängt die Canaille!“ riefen die umstehenden Soldaten und warfen sich auf den Gebundenen, der schon zurückbebt.

„Halt!“ gebot aber die ruhige Stimme des Kommandierenden — „kein Hängen bei uns — wir sind Soldaten und wollen uns nicht auf eine Stufe mit der Bande stellen — fort mit ihm, schießt ihn tot und laßt ihn liegen — weiter hat er nichts verdient.“

In Wut und Angst heulte der Gefangene auf und zerrte an den Striden, die seine Hände fesselten, aber hier war kein Entrinnen mehr möglich. Er warf sich jetzt auf den Boden nieder, aber auch das half ihm nichts. Die Soldaten rissen ihn wieder empor und schleppten ihn nach

den Häusern hinüber, um das Urteil gleich zu vollziehen. Da fiel der Blick des Franktireurs auf Jeannette, die da neben ihrer toten Mutter kniete und auf die sich neben ihr abspielende Szene gar nicht geachtet hatte.

„Jeannette, Mädchen!“ rief er, sich in seiner Todesangst an diese letzte Hoffnung klammernd — „rette mich — du weicht, ich bin Offizier — sag' es ihnen! Hilfe!“

Des Mädchens Blide, als sie emporschrak, fielen in Zorn und Haß auf den Elenden.

„Fort mit dir!“ rief sie, und ihre Augen blickten — „fort! Du trägst die Schuld an all dem Elend, das uns hier umgibt, an all dem endlosen Jammer, dem wir entgegengehen. Fort mit dir und deinen Franktireurs, die, zu feige, den Feind im offenen Felde anzugreifen, nur aus dem Hinterhalt auf ihn lauern und den französischen Namen schänden. Mörder und Räuber seid ihr — weiter nichts! Fort!“

„C'est la guerre,“ sagen die Franzosen mit einer tobenwerten Resignation, wenn sie die Verwüstungen anstarren, die dieser furchtbare Krieg mitten hinein in ihr Land getragen. — C'est la guerre — aber der Ausdruck hat die nämliche Bedeutung, als wenn wir plötzlich irgend eine Szenerie in einem fremden Lande erkennen, die wir früher einmal im Bild gesehen — ein freudiger Tribut, den wir dem Maler zollen, der das alles damals so treu wiedergegeben.

So geht es jetzt den Franzosen. Vom Kriege haben sie erzählen und ihn schildern hören, seit sie denken können, und die gut und schlecht lithographierten Schlachtenbilder, die fast in keinem Hause, selbst des ärmsten Mannes, fehlen, zeigten ihnen deutlich genug brennende Dörfer, verstümmelte Leichname und Jammer und Elend in jeder Form — aber auch nur auf jedem anderen Boden — niemals französischem. Die dreifarbig gefahne wehte überall siegreich auf den Trümmern, und was sich da am Boden wand, waren nur afrikanische, mexikanische, chinesische, deutsche, russische oder italienische Truppen — und trotzdem rufen sie jetzt c'est la guerre. Die Bilder waren zu deutlich, zu treffend ausgeführt, um sie nicht auch auf diesem Boden zu erkennen, und daß die französische Flagge jetzt im Rot lag und der Feind darüber hinwegschritt, das — war allerdings sehr traurig — ließ sich aber eben nicht ändern: C'est la guerre. Fast unbewußt kam ihnen plötzlich das Gedächtnis, daß alles, was sie an anderen Nationen seit Hunderten von Jahren verschuldet, nun plötzlich seine Wiedervergeltung in Frankreich finde — c'est la guerre! — — —

Einen Augenblick schien die eiserne Subordination gelöst zu sein — die Massen drängten sich der Richtung zu, in welcher der Gefangene und Verurteilte fortgeschleppt wurde — wüßtes Schreien und Rufen erschallte dabei — jetzt plötzlich Ruhe, ja fast Totenstille, durch die man deutlich das Prasseln der emporschlagenden Flamme hören konnte, die das Dachgebälk des Hauses ergriffen hatte und sich jetzt weiter wälzte in ihrer furchtbaren Bahn.

Da knatterte plötzlich eine kleine kurze Salve — ein Hurraschrei von Hunderten von Lippen, und gleich danach ein schwarzes Trompetensignal und ein Trommelwirbel

Das war der Sammelruf für die Truppen, und wie man ihnen vorhin den Hügel gelassen, so sammelte der kriegsräthliche Ton jetzt aufs neue und mit Blitzesschnelle die Mannschaft wieder unter ihren Führern, und lautlos standen sie der weiteren Befehle harrend.

Auch die Gefangenen hatte man aufmarschieren lassen, um aus dem, jetzt doch völlig unbewohnbar gewordenen Orte fortgeführt und dann später mit einem der fast ununterbrochen gehenden Transporte nach Deutschland gesandt zu werden. Nur einer der Mobilgardisten hatte seine Reihe verlassen, ohne daß ihn die wachhabende Mannschaft daran hinderte. Er war zu dem jungen trostlosen Mädchen getreten, das sich, als sie ihn erblickte, an seine Brust warf, während er sie unterstützte und ihr Trost einsprach.

Indessen war auch der Sanitäts-Train, die Wagen mit dem roten Kreuz im weißen Felde, der jeder Abtheilung unserer Truppe folgte, während das an der Spitze der Zivilisation marschierende Frankreich seine Toten und Verwundeten meist hilflos auf dem Schlachtfeld zurückließ, eingetroffen, und ein Teil der Truppen wurde kommandiert, die Toten zu begraben, die Verwundeten aber unterzubringen und dann nach dem nächsten, schon vorbereiteten Lazarett zu schaffen, wo sie geschützt lagen und guter Pflege gewärtig sein konnten.

Der junge Ulanenoffizier, der Jeannette nicht aus den Augen gelassen, sollte jetzt ebenfalls aus einem der Wagen geschafft werden. Der Oberst, der schon wieder zu Pferde saß, war an seine Seite geritten und unterhielt sich mit ihm — ihr Gespräch aber drehte sich augenscheinlich um das junge unglückliche Wesen, das noch immer, jetzt von dem gefangenen Mobilgardisten unterstützt, über der Leiche der Mutter lag und sie mit ihren Armen umschlungen hielt.

Der Oberst ritt hinüber zu ihnen und hielt neben der Toten.

„Wer sind Sie?“ wandte er sich an den Gefangenen. Es war ein junger Mann in Mobilgarden-Uniform, aber selbst verwundet. Er schien einen Stieb über den Kopf bekommen zu haben und blutete noch.

„Gefangener der Preußen,“ antwortete der Mann düster. „Ich war unter die Mobilgarde getreten, um mein Vaterland zu verteidigen.“

„Wie heißen Sie?“

„George Dubois.“

„Kennen Sie diese Familie?“

„Ja — sie hat keinen weiteren Freund als mich, und wenn ich jetzt fortgeführt werde, muß das junge unglückliche Wesen hier, das in diesem unseligen Kriege alles verloren — elend verderben und untergehen.“

Der Oberst wandte sich ab; sein Wink beorderte einen der anderen Offiziere, dem er Auftrag gab, die Beerdigung der Frau zu beaufstelligen.

Die Wagen des Sanitätszuges kamen indes heran, und der junge Ulanenoffizier, von seinem Burschen, der sich wieder zu ihm gesunden, geführt, ging auf Jeannette zu, um von ihr Abschied zu nehmen.

„Jeannette,“ sagte er herzlich, als er zu ihr trat und ihr die Hand entgegenstreckte — „darf ich Abschied von Ihnen nehmen? — Man wird Sie nicht hilflos hier zurücklassen, aber wir ziehen fort, und wer weiß, ob wir uns je auf Erden wiedersehen. Leben Sie wohl!“

Das Mädchen sah ihn mit ihren großen dunklen Augen an, aber sie nahm die dargebotene Hand nicht.

„Leben Sie wohl?“ sagte sie bitter — „sehen Sie sich um und dann wiederholen Sie den Wunsch.“

„Und sind wir schuld daran, Jeannette?“ erwiderte der junge Mann schmerzlich.

„Geht, geht!“ sagte das Mädchen leise — „ich will euch nicht fluchen, denn ich habe gesehen, daß es noch einzelne unter euch gibt, die menschlich denken; aber ihr seid der Fluch unseres Landes — ihr habt Frankreich vernichtet, und all das Elend, das uns betroffen, zog vor euren Scharen her. Aber wehe euch, tausendfach wehe! Wenn erst der Tag der Rache anbricht und unsere Adler über den Rhein hinüberfliegen!“

„Jeannette,“ bat der junge Offizier, aber das Mädchen wandte sich von ihm ab und warf sich jetzt jammernd über den Körper der Mutter, denn die Soldaten kamen mit der Bahre, um sie fortzutragen. Da sagte ein Husarenoffizier des Ulanen Arm, um ihn zu dem schon harrenden

Stranzenwagen zu führen — die sich formierende Kolonne durfte nicht aufgehalten werden, und wie er mit ihm die kurze Strecke zurückging, sagte er freundlich:

„Daß das Mädchen, Kamerad — der Oberst hat Befehl gegeben, daß der junge Mobilgardist mit noch zwei anderen seines Korps bei ihr zurückbleiben und nicht belästigt werden darf. Damit ist alles geschehen, was wir hier für sie tun können. Die Franzosen hassen uns jetzt nun einmal aus voller Seele, und darin ändern wir sie nicht, aber Gott sei Dank auch, daß dem endlich so ist. Sie müssen uns hassen, wenn sie uns auch zugleich achten und fürchten sollen, dann aber haben wir auch Ruhe vor ihnen, und was ihre Rache betrifft — lieber Gott, das ist der einzige Trost, den sie sich jetzt verschaffen können — wozu den stören. Wir haben sie gehauen, daß sie die Schube verloren, als wir noch ein zerstückeltes, nur eben notdürftig zusammengeklittenes Volk waren — glaubst du, sie dürften die Hand an uns mit Erfolg legen, wenn wir erst ein einiges Reich bilden? Torheit! — Aber dort ist keine Equipage — vorwärts, und hoffentlich haben wir dich bald wieder im Sattel.“ —

— Ende. —

Die Belgier und unsere Ulanen.

In den letzten Tagen, als in Antwerpen der Donner der deutschen Kanonen schon recht deutlich zu hören war, brachte eine dortige Zeitung, „La Metropole“, die folgende urblödsinnige Schilderung einer deutschen Heeres-einrichtung, die wir wortgetreu wiedergeben, da sie die abgrundtiefe Verlogenheit der belgischen Presse und die schauerhafte Dummheit ihrer Leser so trefflich illustriert, daß sich jeder Kommentar erübrigt. Der Artikel betrifft unsere braven Ulanen, die heilauflachen werden, wenn er ihnen zu Gesicht kommt. Das klassische Beweisstück lautet:

Die Ulanen.

Wer sie sind. — Was sie treiben.

Es gibt kein Ulanenregiment. Preußen hat eine Armee in vollendeter Organisation, die es unterbringt, ernährt, kleidet und bezahlt. Ihre Kavallerie umfaßt Dragoner, Kürassiere, Husaren — aber keine Ulanen. In den Kämpfen, die wir bis jetzt zu bestehen hatten, haben wir Regimentern von Kürassieren, Dragonern und Husaren standgehalten — keinem Regiment Ulanen. Der Ulan liefert keine Schlacht, gehorcht nicht dem Befehl eines Generals und hält sich nicht an die Disziplin des Feldlebens. In den Flügeln der preussischen Armee, vorne und hinten, 20, 30 und 40 Kilometer vor den Vortruppen, klären Reiter-schwärme den Marsch auf, immer nur Ulanen. Was ist also ein Ulan? Solange Preußen im Frieden lebt, sieht man keinen Ulanen. Ist der Krieg erklärt, taucht im Süden und Norden, im Westen und Osten eine große Anzahl von Kavallerieoffizieren auf, die sich vom Dienst zurückgezogen haben und kein anderes Vermögen besitzen, als ihre bescheidene Pension. Sie bewerben sich um das Kommando von Reitertruppen, die sich von selbst rekrutieren, ausrüsten und auf ihre Kosten unterhalten. Man erteilt ihnen entsprechende Ordres, mit denen versehen diese alten Reiter-offiziere Mannschaften sammeln, die gleich ihnen gediente Soldaten und fast ohne Mittel sind, also nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen haben. Haben sie die Grenze erreicht, dann geht die Jagd los; denn sie treiben das Kriegshandwerk auf ihre Kosten, das heißt auf ihre Rechnung, und sie haben ein Recht auf alle Vorteile, die ihnen das Kriegsglück einbringen könnte. Mit anderen Worten, die Ulanen sind Korsaren auf dem Festland. Der den Hauptmann erteilte Auftrag ist nichts anderes, als ein Kaperebrief. Das, was sie erbeuten, gehört ihnen. Sie kämpfen nur um den Profit.

Die zivilisierten Nationen haben die Kaperei und die Kaperebriefe als organisierte Seeräuberet betrachtet und deshalb unterdrückt. Man hat dabei die Ulanen vergessen, und Preußen hat nun den Nutzen davon. Ein Ulan ist immer ein schlecht erzogener Mann, dem keine Offizierskarriere winkt, von rohen Sitten und ohne einen Funken Patriotismus. Die Erpressungen, die sie bei uns begehen, führen sie auch in ihrer Heimat aus: Das ist ihre Existenzbedingung. Das ist auch der Grund, weshalb man sie gleich wieder unterdrückt, sobald der Krieg zu Ende ist. Möglicherweise gibt es unter ihnen einige tüchtige Leute. Im allgemeinen aber sind sie nur kühn, wie alle

Näuber. Was sehr haben sie nicht den Schrecken verbreiten können, der ihnen anhaftet. Wenn es nun für sie nichts mehr gibt, als Diebe, mindert sich schnell ihre Zahl und ihr Bagemut. Die Städte, die sich ihren Erpressungen unterwerfen, weil sie glauben, die Räuber hätten die Unterstützung einer Division oder eines Armeekorps, täuschen sich sehr. Sie ziehen voraus auf ihren Beutezügen, frech wie Diebe, die sie in Wahrheit sind, und bringen sich rechtzeitig in Sicherheit, gleich den Füchsen, denen die Trauben zu sauer sind. Von allen Kräften, über die Preußen verfügt, sind die Mänen die elendesten und die feigsten. Gleichwohl ist sie die furchtbarste und gefürchtetste. Die furchtbarste, weil sie Schrecken verbreitet, und die gefürchtetste, weil sie vor keinem Verbrechen zurückschreckt und alles an sich reißt, was man im Stiche läßt. Sie sind Plünderer und Strauchdiebe. Das ganze Land machen sie unsicher, überall Schrecken verbreitend, indem sie Städte und Dörfer plündern. Häuser anzünden und Leichen schänden. Sie selbst aber schlagen sich nicht. Setzt man ihnen nur den Schein von Widerstand entgegen und sind sie nicht zehn gegen einen, laufen sie in ihrer Feigheit spornstreichs davon. Wenn man aber vor ihnen Furcht hat und sich ihnen zu Füßen wirft, anstatt sie davonzujagen, kehren sie einem die Taschen um.

Die preussische Armee duldet sie wegen der Aufklärungsdienste, die sie ihr leisten, aber sie bringt denen, die keine Scham kennen, allzuviel Achtung entgegen. Wer von ihnen flieht, den schlagen sie nieder; wenn man ihnen aber energischen Widerstand leistet, dann ergreifen sie sofort die Flucht. Sie sind die Schergen der Armee, Plünderer, Räuber, mit einem Wort ein „Lumpengesindel“. Es wird nie an ihnen fehlen, denn in ihrem schmutzigen Gewerbe gibt es viel zu gewinnen, und je größer die Verheerungen des Krieges sind, um so mehr Bagabunden wird es geben. Die dadurch ihre Einkünfte vergrößern. Aber, was soll man von der Nation denken, die solche „Soldaten“ hat und sich ausgesprochene Banditen nutzbar macht!?

Ueber die Wirkung der schweren Geschütze vor Antwerpen

berichtet der Korrespondent Scheuermann der Deutschen Tageszeitung: Vor einem unserer Kommandos, das den Vormarsch über die Nethe leitete, begegnete uns eine österreichische Artillerie-Abteilung. Die frischen, schlanken Gestalten machten in ihrer hellgrau-blauen kleidsamen Uniform wieder einen tadellosen Eindruck und die Kameradschaft zwischen ihnen und unseren deutschen Mannschaften ist glänzend. Es ist zwischen den Bundesgenossen, im Vorwärt vor dem gemeinsamen Feinde manche Freundschaft geschlossen worden, die für das Leben halten wird. Die Oesterreicher wissen nicht genug zu erzählen, wie sehr sie von den reichs-deutschen Brüdern sowie den Mannschaften mit Aufmerksamkeit überhäuft und geradezu verwöhnt werden. Sie machen aber auch ihre Sache ausgezeichnet, und wenn unsere schweren Artilleristen nicht ebensolche Mathematik-Professoren wären wie die schwarz-gelben Bundesgenossen, und immer ins Zentrum trafen, dann müßten wir sagen, wir müßten ebenso gut schießen können, wie die Oesterreicher. Indessen können wir uns darin gegenseitig nichts mehr abgucken. Die militärische Sicherheit, mit der die Antwerpener Südforts in Trümmer gelegt worden sind, grenzt wiederum an Fabelhafte. Das war nun die stärkste Festung der Welt, durch ihre Lage unannehmbar gemacht, ehe die Deutschen neue Regeln für die Kunst des Festungskrieges einführten, nach denen es gegenüber unseren schweren Kalibern keine widerstandsfähige Festung mehr gibt. Bei einem der östlichen bisher zerstörten Forts vor Antwerpen fuhr der Schuß mitten in den Hauptangerturm durch ellendige Stahldecken glatt durch und fuhr innen, wie die glühende Hölle, durch die Rasematten und Hänge bis zur Munitionskammer. Die vielfachen äußeren Sicherungstüren aus dicken Stahlblöcken flogen wie Kartenblätter auseinander. Die Verteidiger in abgelegenen Kasernen wurden durch den Luftdruck gegen die Wände geschleudert und zerquetscht. Ehe die Belgier noch darüber Klar werden konnten, ob dieser erste Gruß aus unserer „dicken Berta“ oder aus einer österreichischen Motorbatterie gekommen war, war das Fort schon erledigt. Der Kommandant inner der kleineren Befestigungen der äußeren Verteidigungs-
gungshülle von Antwerpen, der rechte Herr von der, sprengte sich mit der ihm anvertrauten Feste selbst in die Luft, nachdem er die Beschädigung eines benachbarten größeren Forts beobachtet hatte und schon das Feuer auf ihn eröffnet werden sollte. Die Bekanntschaft mit der „dicken Berta“ haben wir übrigens vor Antwerpen nur flüchtig erneuern können, da die von uns berührten Batterien gerade im Vorrücken begriffen waren. Aber der Platz, wo wir ihr letztes Bett vorfanden, war doch sehenswert. Einmal konnte man wahrnehmen, mit welcher, an die Aufstellung eines astronomischen Instrumentes gemahnenden Genauigkeit die Aufstellung dieser Geschütze geschieht. Die Wirkung des einschlagenden Geschosses kenne ich, seit ich Loucin gesehen habe, und sie sind mir seither oft genug begegnet. Aber die Nachwirkung des feuernden Gußstahlschlundes ist nicht weniger entsetzlich. Tagelang hat hier ein förmliches Erdbeben gewüthet, so oft ein Schuß trachte. Die Mauern von Häusern, welche 100 Meter und mehr von der Batterie entfernt standen, sehen aus wie Messina nach seinem Untergang. Von unten bis oben klaffen Spalten in ihnen und die Ziegel sind von den Dächern heruntergetanzt wie Rosenblätter, die ein Kind im Winde wegstattern läßt.

„Ist das ein Krieg?“

Unter den Tiroler Kaiserjägern, die gegen Auf-land kämpfen, befindet sich auch der den Tiroler Sommergästen wohlbekannte Bergführer Joggel. Er ist von der modernen Kriegsführung sehr enttäuscht und hat sich — wie in der „Zeit“ erzählt wird — den Kampf auf Leben und Tod bedeutend „fiescher“ vorgestellt. Auch seine schwere Verwundung — Joggel wurde von einem Russen das rechte Ohr abgebissen — erscheint ihm für einen richtigen Krieg doch zu geringfügig. Wie er sich's dachte, und wie enttäuscht er nun ist, erzählt der Bergführer in seinem Dialekt und in seiner ganzen Urwüchsigkeit.

„Hören Sie mir auf mit dem Krieg,“ begann er. „Nix ist gewesen, gar nix. Mein Lebtag hab' ich mich auf einen ordentlichen Krieg gefreut. Ich bin im Sommer Führer und gehe mit den Fremden auf die Berge, und im Winter bin ich Holz knecht. Da haben mir die Fremden viele schöne Bücher geschenkt, denn übers Lesen geht mir nix. Kriegsgeschichten hab' ich am liebsten gelesen; ganz flammend rot sind mir immer die Ohren geworden beim Lesen, und ich hab' nur einen Wunsch gehabt: Herr Gott, laß mich einen ordentlichen Krieg erleben, wo ich die Feinde alle verhaue darf. Auf's Dreschen versteh' ich mich. Wenn ich im Wirtshaus erscheine, haben sie alle Angst vor mir. . . . Wenn Sie einmal in mein Dorf kommen, dann fragen Sie nach dem Joggel. Da werden Sie staunen, was die Leute Ihnen für Geschichten erzählen werden. Ein Krieg, ein Krieg, das war meine größte Sehnsucht. Fast hat's schon so ausgesehen, als ob ich's nimmer erleben würde. Aber auf einmal war er da. Geschaßt hab' ich und rein närrisch war i vor Freud', getanzt hab' ich am Marktplatz und meine Mägen in die Luft geworfen, daß sie fast am Kirchturm hängen geblieben ist. Ich hab's gar nicht derwarten können, fortzukommen, so g'luht hat's mich in den Häuten, so ungeduldig war ich auf's Dreinschlagen, immer habe ich gefragt: „Geht's noch nicht an, sind wir noch nicht da?“ Na, und endlich war'n wir da, und jetzt ist die Langweil' angegangen. Von an' fieschen Krieg gar keine Spur! Alle Tage marschieren im Sand und wieder im Sand, und nichts zu sehen, rein gar nichts. Ich war schon ganz verzweifelt. Jeden Tag habe ich den Leutnant gefragt: „Herr Leutnant, wann geh'n mir's an?“ Und nix war's. Na, und endlich hat's geheiß'n: der Feind ist da, jetzt geht's in die Schlacht! Ich hab' in die Hände gespußt und gedacht: Na, also endlich! Aber, mein lieber Herr, es war ja wieder nix! In Schützengraben sind wir gelegen und haben geschossen, aber gesehen haben wir nix. Was hab' ich vom Schießen, wenn ich nicht seh', daß ich treff'! Und über uns sind die verfluchten Jüders, die Schrapnells, frepiert, und neben uns die Granaten. Ein Wortspektakel war's ja, aber gar keine Hez! Raufen hätt' i halt gern wollen, und mit diesen Granaten kann man nit raufen!“

Der enttäuschte Joggel erzählte weiter, wie schliesslich doch sein heißester Wunsch in Erfüllung gehen sollte: der Trompeter blies zum Sturm auf die feindliche Batterie, die auf einem nahen Hügel Aufstellung genommen hatte. Und der Tiroler sagt: „Wenn die wüßten, daß der Joggel kommt!“ Er war der erste oben auf dem Hügel und schlug mit dem Gewehrkolben um sich. Aber wie er weiter kämpfte, muß man von ihm selbst hören: „Auf einmal spür' ich mein Gewehr nimmer in der Hand. Jemandem Kerl muß es mir weggehaut haben; und da steht so ein Ladel vor mir, so an die sechs Fuß hoch. Ein Ruß!! Ich pack' ihn, wie man halt einen Menschen beim Ringen packt, und möcht' ihn gern umschmeißen. Er will mich auch umschmeißen, und da haben wir halt gerungen. Er ist fest gestanden und ich bin fest gestanden. Ich hab' gesehen, wie ihm der Schweiß die Stirn herunterrinnt. Aber ich hab' nicht loszer lassen. Hin mußt du werden, hab' ich mir gedacht. Um mich her war Geschrei und Schießen, ich hab' gesehen, wie die Russen fallen und wie unsere Leute fallen, aber meinen Russen hab' ich nicht ausgelassen. Und da hab' ich mir gedacht, wenn ich den derzwing', dann führ' ich ihn als Gefangenen nach Haus. Das war mein Ruß. Den bring' ich selber nach Wien. Aber eine harte Arbeit war's. Und so im Ringen sind wir halt vom Hügel immer tiefer gekommen. Auf einmal trete ich auf einen Stein; er kommt ins Rutschen; ich stolpere und lieg' schon auf der Erd'. Und der Ruß über mir. Nun hat er mir nichts können, denn ich hab' ihn festgehalten. Wie in einem Schraubstock. Aber da streckt der Kerl sein Gesicht vor und beißt mich ins Ohr. Weg war's! Na, die Rut, die ich da gekriegt hab'. Am liebsten hätt' ich ihm eine runterg'haut, aber eine feste. Aber das is nicht 'gangen. So hab' ich ihn denn noch enger gepackt, und wir sind ins Rollen gekommen. Bis es mit einemmal gellatscht und gepatscht hat, denn unten war ein Sumpf. Wart' nur, hab' i mir g'dacht, jetzt kriegst dein' Straf! Und untergetaucht hab' ich ihn, bis er mich auf einmal losgelassen hat. Da hab' ich gewußt, er hat genug. Nun will ich schnell aufstehen und zurück zu den Unseren. Aber das geht nicht. Weiß der Teufel, was mit mir los war, ich hab' mich nicht bewegen können. Bis zum Bauch war ich im Wasser, und auf einmal ist mir schlecht worden. Alles hat um mich her getanzt. Die Leute oben auf dem Hügel haben getanzt und die Bäume auch. Dann hab' ich nichts mehr gesehen. Wie ich wieder zu mir gekommen bin, bin ich auf einer Tragbahre gelegen und war steif wie ein Stück Holz. Das Reißen hab' ich mir geholt im Sumpf. Ist das eine anständige Wunde? Bringt man sich so was aus dem Krieg nach Hause? Soll man sich da nicht giften? Und darauf hab' ich mich mein Lebtag gefreut? Das ist jetzt alles? Auf jedem Kirchtag, sag' ich Ihnen, lieber Herr, geht's ärger zu. Ich muß mich ja rein schämen, wenn ich nach Haus' komm'. Ein Ohr hab' ich weniger und das Reißen hab' ich. Ich hab' mir den Krieg anders vorgestellt.“

So erzählt der enttäuschte Joggel, der jetzt in einem Wiener Krankenhaus liegt und ungeduldig auf den Augenblick wartet, wo er wieder losgeschlagen und sich eine — bemerkenswertere Wunde holen kann.

Scherz und Ernst

Friedensarbeit in Feindesland.

Ein deutscher Lazarettarzt berichtet der „Frankf. Ztg.“ von einem Erlebnis in einem französischen Städtchen: Bei dem völligen Mangel an einheimischen Ärzten kam eines Tages die Hebamme aus dem sieben Kilometer entfernt gelegenen Gebirgsdorf B. zum Platzkommandanten und bat um Hilfe bei einer schweren Entbindung. Wegen meiner spezialistischen Ausbildung als Geburtshelfer wurde ich bestimmt, mitzufahren. In dem gerade für den Chauffeur und

einen Insassen reichenden kleinen Auto, das uns der Kommandant zur Verfügung stellte, mußte die weise Frau tatsächlich auf meinem Schoß sitzen, und bei den jähen Kurven entwickelten sich amüsante Bilder einer unfreiwilligen Umarmung zwischen Feind und Feindin. Der Anblick des bis an die Zähne bewaffneten Arztes mit der Französin auf dem Schoß erregte natürlich Aufsehen und selbst bei verstimmtten Patrioten Heiterkeit. Nach anderthalbstündiger Tätigkeit kam ein strammer Junge zur Welt, während die Kanonen Salut schossen. Der Mann der jungen Mutter war im Felde, wie so mancher aus dem Dorf. Die Freude über den neuen Erdenbürger war trotzdem groß. Als ich aus der elenden Hütte heraustrat, fuhr über die von der Sonne bestrahlte Landstraße gerade ein Automobil, das den Sarg mit der Leiche eines deutschen Offiziers in die Heimat trug. Tod und Leben dicht nebeneinander! — Am folgenden Morgen kam der Großvater des Kindes nach S. hinunter und fragte mich nach meinem Vornamen. Das Knäblein wurde dann nach mir Paul genannt. — Als sich die Kunde von diesem Ereignis verbreitet hatte, kamen oft Patientinnen und Patienten aus S. und dessen Umgebung zu den deutschen Ärzten des Lazarett's, um sich behandeln zu lassen. Der Ertrag dieser Praxis floss in eine Kasse zugunsten der Armen der Stadt, die sehr zu leiden hatten.

„Barbaren“.

Aus einem belgischen Standquartier wird der „Köln. Ztg.“ von einem Kölner Herrn geschrieben: Ein belgischer Bürger, der sich mit seiner Frau in B. befand, erkrankte schwer an Lungenerkrankung, so daß der Arzt alle Hoffnung aufgab. Sein Kind und seine alte Mutter befanden sich in Brüssel, rund 100 Kilometer von B. entfernt. Obgleich die Strecke nach Brüssel wegen belgischer Franktireurs noch sehr unsicher ist, stellte einer unserer Offiziere sein Automobil und mehrere Personen zur Verfügung, um den letzten Wunsch des Sterbenden zu erfüllen und seine Mutter und sein Kind aus Sterbelager zu holen. Sie trafen auch noch zeitig hier ein, so daß der Sterbende sie noch sehen konnte und sein letzter Wunsch erfüllt worden war.

Die Löwen von Antwerpen.

In einem Antwerpener Brief vom 7. Oktober liest man in der „Times“: „Heute früh kam ich aus Neugierde in den wunderbaren Zoologischen Garten, und dort hatte ich einen der traurigsten Anblicke des Krieges (!) — ein großes offenes Grab mit vier prächtigen Löwen, die eben erschossen und hineingelegt waren. Ein Tier darunter hat eine wahrhaft prächtige Mähne. Man hatte sie getötet, damit nicht etwa während des Bombardements ihre Käfige zerstört und sie dann frei werden könnten. Ich sprach den Mann, der mit einem Gewehr bewaffnet und auf dem Wege war, die anderen gefährlichen Fleischfresser zu töten, und ich sprach später mit dem Direktor des Zoologischen Gartens; beide waren von tiefer Trauer erfüllt, als sie von den Opfern erzählten.“

— Die getohtte Russentugel. Die „Königsberger Zeitung“ erzählt folgende Episode aus dem Feldzug: „Drei verprengte Infanteristen sitzen, nachdem sie die Gewehre zusammengekehrt haben, beim Abkochen, als näherkommendes Rossgevieh hörbar wird. Sie kampfbereit in den Graben zu werfen, ist das Werk eines Augenblicks, und schon im nächsten Moment erscheinen die Reiter: eine feindliche Patrouille von sieben Mann; eine Salve empfängt sie, zwei Mann sinken vom Sattel, die übrigen springen ab und erwidern das Feuer. Ein minutenlanges Duell, und die Reiter sind „erledigt“. Nach genauer Durchsuchung der Gefallenen, bei der nichts Besonderes gefunden wird, setzen sich unsere drei Infanteristen, als wenn nichts geschehen, zum Essen. Da springt plötzlich einer der drei auf und gibt durch allerhand Zeichen seinen Kameraden kund, daß er sich „verschluckt“ habe. Beide springen auf, und kräftige freundschaftliche Mädchenschläge bringen ihm die Erlösung; aus seinem Munde rollt ein hartes Etwas: eine russische Kugel, die die Reiter bei dem Kampfe abgefeuert hatten und die sich in — den Kochtopf des Mannes verirrt hatte. „Junge“, ruft sein Kamerad, „du kannst dich freuen, daß die Kugel gekocht war; roh wäre sie dir schlechter zu stehen gekommen!“